Eine Oper wird auseinandergenommen

«La damnation de Faust» von Hector Berlioz spektakulär am Theater Basel

Von Sigfried Schibli

Basel. Hasst dieser Regisseur die Musik von Hector Berlioz? Oder hat er im Allgemeinen nicht viel für Musik übrig? Man könnte es meinen, wenn der ungarische Theatermann Árpád Schilling den berühmten, von Franz Liszt einst liebevoll aufs Klavier übertragenen und bis heute populären «Rákóczi-Marsch» aus der dramatischen Legende «La damnation de Faust» von Hector Berlioz erst vom rohen rhythmischen Stampfen der Titelfigur Faust begleiten lässt und dann Filmbilder aus einem Schlachthof zeigt, die wenig erbaulich sind.

In Ungarn spielt der erste Teil der «Damnation» von 1846, aber Faust flieht alsbald nach Deutschland. Ungarn, das Fleischland par excellence – es wird uns in dieser Inszenierung eines ungarischen Regieteams nicht nähergebracht, sondern ferngerückt. Aber das Schweinische bleibt. Es setzt sich als wahre Idée fixe gleich auf mehreren Ebenen fort in dieser bilderreichen, vielschichtigen, schwierigen, spannenden Inszenierung.

Die Bauern, die im zweiten Teil so bewegend den Osterhymnus singen, tragen Schweinenasen. Danach sehen wir alte Männer in Badewannen, die Hamburger essen – Schweinefleisch. Die Studenten, die im zweiten Teil eine Fuge im Kirchenstil auf eine tote Ratte anstimmen, verhalten sich im übertragenen Sinn säuisch, tierisch, obszön. Und die Höllengestalten, die den unglückseligen Faust am Ende nicht töten, sondern – schlimmer! – kastrieren, sind menschliche Schweine.

Finale im Himmel. Die drei Fäuste (oben), links unten Mephisto mit Marguerite und Tochter, Frauenchor. Foto Hans Jörg Michel

Akademiker im Wohlstand

Mit irgendeinem Nationalstil oder Patriotismus will der Bilderstürmer Schilling, der im Schauspiel gross geworden ist, nichts zu tun haben, ebenso wenig wie mit konventioneller Opernregie. In der ersten Szene zeigt er uns mit seinem Bühnenbildner Márton Ágh noch die Postkartenansicht eines malerischen Sees im ungarischen Flachland.

Aber nur, um zu illustrieren: Der Doktor Faust hat es zu was gebracht, er kann direkt vom Schlafzimmer in den See hüpfen. Ihm fehlt zum Lebensglück nur eine Kleinigkeit: eine Frau. Da kann er noch so viel Morgengymnastik treiben, Orangensaft pressen und seine Muskeln von der Sonne bescheinen lassen: Faust ist einsam.

Eigentlich müsste hier nicht «Faust» stehen, sondern «die Fäuste». Denn Regisseur Schilling hat, um der Titelfigur eine Tiefendimension zu geben, dem Gelehrten einen kreuzbraven jungen Faust-Studiosus und einen tatterigen Faust-Greis (Urs Bihler) beigegeben, der in seinen Windelunterhosen über die Bühne humpelt und im Müll vor Gretchens Wohnung nach Brauchbarem wühlt. Marguerite ist gleich verfünffacht, wirkt in ihrem Pelzmantel ein wenig nuttig und hat, was sich weder Goethe noch Berlioz träumen liessen, eine halbwüchsige Tochter.

Wenn Marguerite in ihrer Wohnung eintrifft, legt sie als gute Mutter die Tochter schlafen und erzählt ihr am Bettrand die Geschichte vom König von Thule (grossartiges Bratschensolo!). Hat sich Faust nicht, noch bevor die beiden Frauen eintrafen, ins falsche Bett gelegt, in das der Tochter, und lüstern an ihrem Pyjama geschnüffelt?

Heikle Grenzüberschreitung

Er wird noch weiter gehen und sich an der Tochter warmreiben, bevor er Marguerite, die echte Braut, besteigt, keinen Zweifel daran lassend, dass er sexuell ausgehungert ist. Man sieht: Regisseur Árpád Schilling lässt kein Tabu aus. Nicht nur lässt er die Männer in Unterhosen umherrennen, er zeigt Faust auch noch als geschlechtlich auffällig.

Marguerites Wohnung liegt im Parterre einer jener Plattenbausiedlungen, die im ex-sozialistischen Osteuropa häufig sind. Das Schöne daran ist, dass das Haus aufklappbar ist, im Bedarfsfall auch Gretchens Wohnung zeigt und während des Tanzes der Irrlichter – ein weiterer Berlioz-Hit, den der Regisseur frech und geräuschvoll konterkariert – förmlich in seine Einzelteile zerlegt wird. Das ist das Gegenteil einer konzertanten Aufführung, wie sie dem Komponisten vorschwebte. Aber es ist kühn erdacht und perfekt umgesetzt, wofür der Basler Bühnentechnik ein dickes Lob zu zollen ist.

Das Stück endet in einem Desaster. Faust unterschreibt, um seine Geliebte wiederzusehen, einen Pakt mit dem Teufel. Damit ist sein Schicksal besiegelt. Der Höllenritt, den Regisseure wie Robert Lepage so effektvoll und filmtechnisch opulent in Szene gesetzt haben, ist hier auf ein unablässiges Kreisen auf dem Kinder-Steckenpferd verkleinert. Eine Demütigung!

Immerhin verrät der Tenor Rolf Romei damit, dass er über eine exzellente Kondition verfügt. Was man füglich auf seine kraftvolle, geschmeidig geführte Stimme übertragen darf: Nie wirkt der vom lyrischen Tenor zum Heldentenor mutierte Sänger von seiner kräftezehrenden Partie überfordert, ausser in den bis zum hohen Cis hinaufreichenden Spitzentönen seines Liebesduetts mit Marguerite, wo er arg forciert.

Virtuose Choroper

Fausts Geliebte findet in Solenn' Lavanant-Linke eine hinreissende Verkörperung. Die im Basler Opernstudio gross gewordene Sängerin ist eine starke, lupenrein intonierende, ihre Stimme selbst im Liegen und Sitzen klar fokussierende Braut. Ein musikalischer Höhepunkt ist ihre glühende F-Dur-Romanze zu Beginn des vierten Teils.

Werner van Mechelen ist ein Mephistopheles, der alle baritonalen Farben vom Schmeichlerischen bis zum Diabolischen beherrscht und überaus deutlich artikuliert. In Auerbachs Keller ist Jason Cox der sadistische Brander mit markiger Stimme; das Sopransolo in der Himmelsszene singt einnehmend Nathalie Mittelbach.

Ein Regisseur darf der Musik distanziert gegenüberstehen, ein Dirigent nicht: Enrico Delamboye hat das Geschehen im Orchestergraben mit dem Sinfonieorchester Basel jederzeit im Griff, überzeugt durch stimmige Tempi und überwiegend gute Koordination. Ein grosser Abend auch für den Theaterchor von Chordirektor Henryk Polus, der nicht selten unter der ungünstigen Platzierung zu leiden hat, vor allem dann, wenn er im Zuschauerraum singt. Dies in Rechnung gestellt, machte er seine Sache in der Premiere sehr gut.

Am Ende verhaltener Beifall für eine Inszenierung, die man sich ansehen sollte, auch wenn sie sich nicht in allen Details leicht erschliesst. Vielleicht hat der Regisseur den genialen, bizarren Berlioz doch ein klein wenig gern.

Theater Basel, Grosse Bühne. Nächste Aufführungen 30. 5., 6., 9., 11., 13. 6.
www.theater-basel.ch

Cueni im Heim missbraucht?

Schwyzer Regierung trifft Abklärungen zu Vorwürfen

Schwyz. Der Basler Schriftsteller Claude Cueni hat in seinem neusten Roman «Script Avenue» Vorwürfe gegen die frühere Internatsführung am Kollegium Schwyz geäussert. Es soll zu sexuellen Übergriffen durch Priester gekommen sein. Die Regierung will nun die Faktenlage klären.

Das Bildungsdepartement und die Kantonsschule Kollegium Schwyz würden diese Vorwürfe ernst nehmen, teilte das Schwyzer Bildungsdepartement am Montag mit. Es fordert den Schriftsteller und Drehbuchautor auf, seine Vorwürfe zu konkretisieren. Gleichzeitig wurden interne Vorabklärungen eingeleitet, um die Faktenlage zu klären.

14 Monate Internatsschüler

Sobald die Stellungnahme von Claude Cueni vorliege und die internen Vorabklärungen abgeschlossen seien, werde der Regierungsrat über das weitere Vorgehen befinden, heisst es weiter in der Meldung. Der 58-jährige Cueni war in den Jahren 1973/1974 während 14 Monaten Internatsschüler am Kollegium Schwyz. Die Kantonsschule Kollegium Schwyz führt seit dem Sommer 2001 kein Internat mehr.

Sein neustes Buch «Script Avenue» ist ein autobiografischer Roman, der das Sterben seiner ersten Frau und Cuenis Leukämieerkrankung thematisiert. «Eine Schweizer ‹Forest Gump›-Geschichte, mit viel Komik, Selbstironie und Desaster. Frei von Political Correctness», wie der Autor auf seiner Homepage über das Buch schreibt. SDA

Sexualorgane wie Düsen und Bomben

Ein neues Buch führt in die Kunst und Psyche von Hansruedi Giger ein

Von Mischa Hauswirth

Basel. Was will der Künstler mit diesen Bildern ausdrücken? Wie kommt ein Mensch überhaupt dazu, solche Figuren und Kreaturen zu erfinden? Ist das – mit Verlaub – nicht krank? «Seine Kunst gebiert eine befremdliche Brut von Mensch-Maschinen, die sich Menschenmaterial als Ersatzteillager einverleibt und Sexualorgane zu Düsen und Bomben mutieren lässt», schreibt Kunsthistorikerin Claudia Müller-Ebeling im Vorwort zu einem neuen Buch über Hansruedi Giger. «Wie kaum ein anderer Maler überspannt Giger den Abgrund zwischen Erotik und industrialisiertem Horror.»

Das kurz vor Gigers Tod am 12. Mai erschienene Buch «HR Giger and the Zeitgeist of the Twentieth Century» von Autor und Bewusstseinsforscher Stanislav Grof liefert Antworten, Interpretationen und Erklärungsansätze zu vielen Bildern und Zeichnungen, die im Laufe von Gigers langem Schaffen entstanden sind. Und so viel vorweg: Das Buch hilft jedem Laien, die Wucht, die einem aus Gigers Bildern entgegenschlägt, zu verstehen und dosiert aufzunehmen.

Geköpfte Plastikfiguren

Dabei öffnet sich ganz allmählich eine Tiefe, die immer mehr an Faszination gewinnt, als wäre man im Unterseeboot Nautilus in Jules Vernes Roman «20 000 Meilen unter dem Meer» und würde in ein Höhlensystem eintauchen, voll mit Monstern, leidenden Kreaturen, Aliens und Dämonen.

Giger war ein grossartiger Künstler, ein absolutes Ausnahmetalent, aber er war auch sonderbar. Denn nicht jeder, der das Wachsfigurenkabinett in London besucht hat, baut zu Hause eine eigene kleine Guillotine, um damit Plastikfiguren zu köpfen. Die Guillotine weckte in Giger die Erinnerung an die «Hau den Lukas» genannte Jahrmarktattraktion, die er als Kind kurz nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges auf dem Eidgenössischen Schützenfest in Chur sah. Er mochte das Geisterbahnambiente schon früh – mit zwölf Jahren baute er seine erste eigene Geisterbahn.

Doch was lässt sich daraus für sein späteres Werk ableiten? Viel, sagt Grof. In Gigers Bildern würden immer wieder Kinderfantasien verarbeitet, schreibt der Autor, bedrückende Traumwelterlebnisse mit monströsen Labyrinthen und Wendeltreppen. Und er habe in all den Aliens, Teufeln, Dämonen und Schlangenkörpern, all den gebärenden, halbmechanischen Wesen das Motiv von Auflösung zwischen Mensch und Maschine verarbeitet.

Düstere Schönheit. HR Gigers «Work No 251, Li II», 1973–1974. © HR Giger

Grof nimmt eine Psychoanalyse vor, und sagt, Giger sei ein Mann gewesen, der Kastrations-Angst hatte und der in seiner Kunst ein Geburtstrauma zu verarbeiten versuchte.

Düstere Stimmungen

Es sind die dunklen Seiten des Menschseins, denen man in den Werken von Giger begegnet, und damit entdeckt sich der Leser in diesem Buch immer wieder ein Stück weit selber. Am Anfang von brutalen Experimenten mit Tieren und Menschen, Krieg, Konzentrationslagern und Folter steht immer der Mensch und seine Entscheidungen. Stanislav Grof schreibt, dass «einige dieser Gräuel durch eine entstellte Gotteswahrnehmung und durch pervertierte religiöse Impulse motiviert» werden, «die in Massenmord und Selbstmord mündeten». Es verwundert wenig, dass sich Giger von der düsteren, bedrückenden Stimmung, wie sie in den Büchern der Schriftsteller Jean-Paul Sartre, Albert Camus oder Franz Kafka zu finden ist, angezogen fühlte.

Die Verbindung zu wichtigen gesellschaftlichen Ereignissen im 20. Jahrhundert sind in Gigers Werk offensichtlich: von der sexuellen Befreiung bis hin zur Banalität von Pornografie, Sadomaso und Selbst-Entfremdung. Aber immer wieder blitzt auch Lust, Ekstase, bedingungslose Hingabe und animalisches Vergnügen durch. Doch Giger kannte die christliche Moral und wie sie zur orgiastischen Leidenschaft steht. Vielleicht lässt sich so erklären, warum im Zusammenhang mit nackten Frauen in seiner Kunst oft auch Dämonen, Hexen und Teufel auftauchen.

Für Grof ist es «natürlich viel bequemer, Gigers Bilder als Ausdruck seiner persönlichen Verworfenheit, Perversion oder Psychopathologie zu sehen, statt in ihnen Elemente zu erkennen, die wir alle in den Tiefen unserer unbewussten Psyche tragen».

Je länger man im Buch blättert und die Bilder auf sich wirken lässt, desto mehr spürt man, was Grof meint, wenn er schreibt: «Mit beklemmender visionärer Kraft spürt er Leiden nach bis zurück zu ihren Quellen in den archetypischen Tiefen der Psyche, wo sie höllische Dimensionen annehmen.»

Dem Nachtschattenverlag in Solothurn ist mit «HR Giger and the Zeitgeist of the Twentieth Century» ein grossartiges Buch gelungen, weil es dem Laien das Werk von Giger näher bringt. Nicht mehr, aber auch nicht weniger.

Der bekannte Hollywood-Regisseur Oliver Stone soll zu Stanislav Grof gesagt haben: «Ich kenne niemanden, der die seelische Befindlichkeit der heutigen modernen Gesellschaft so treffend im Bild festhalten kann wie er. Wenn in einigen Jahrzehnten vom 20. Jahrhundert die Rede sein wird, wird man an Giger denken.» Hoffentlich bekommt er recht.

Stanislav Grof: «HR Giger and the Zeitgeist of the Twentieth Century», Nachtschattenverlag, 248 Seiten, deutsch/englische Ausgabe, ca. Fr. 69.–.